











VON AVIV SZABS

Cover: Zürich, 2019, Party in einem LGBTQ-Haus irgendwo im Kreis 4. – Seite 2: Israel, Purim, Männer beten im orthodoxen Stadtteil von Bnei Berak. – Seite 3: Bütschwil (St.Gallen), Strohballen auf dem Feld.  
Seite 4-5: Israel, Purim, Männer beten im orthodoxen Stadtteil von Bnei Berak. – Seite 6 oben: Bern, 2021, erster Geburtstag von Avivs Tochter (Bild von Lea Hall). – Seite 6 unten: Bern, 2021, Avivs Tochter an ihrem ersten Geburtstag mit traditionellem Essen nach dem Rezept von Avivs Grossmutter. – Seite 7: Luzern, 2019, Vorbereitungen von Hamantaschen: ein traditionelles Gebäck zu Purim. – Seite 8 oben: Luzern, 2017, Probe einer Tanzperformance.  
Seite 8 unten: Israel, Purim, Bücher im orthodoxen Stadtteil von Bnei Berak.



## Jüdische Gemeinden im Wandel der Zeit

Von Valerie Wendenburg

In diesem Jahr fielen der Karfreitag und der Beginn des Pessachfestes auf exakt dasselbe Datum. Während Christ\*innen an diesem Tag des Leidens und Sterbens Jesu Christi am Kreuz gedachten, erinnert das jüdische Pessachfest an den Auszug aus Ägypten, also an die Befreiung der Israelit\*innen aus der Sklaverei. Mehr als 3'000 Jahre später ist die jüdische Minderheit in der Schweiz nach einer längeren Zeit der Ausgrenzung Teil der Gesellschaft. Das, was heutzutage als selbstverständlich erscheint, war es über viele Jahre nicht. So wurde allen Schweizern nach einer Volksabstimmung im Jahr 1866 mit einer knappen Mehrheit die Niederlassungsfreiheit und die Ausübung der vollen Bürgerrechte gewährt. Es dauerte aber noch bis 1874, als mit der revidierten Bundesverfassung allen Schweizer auch die Glaubens- und Gewissensfreiheit garantiert wurde. Erst zu diesem Zeitpunkt wurde rechtlich gesehen die Emanzipation der Juden in der Schweiz vollzogen.

### Integraler Bestandteil der Gesellschaft

Mehr als 150 Jahre nach der Emanzipation sind die Juden\*Jüdinnen ein integraler Bestandteil der Schweiz und ihrer Gesellschaft geworden. Der Grossteil von ihnen lebt heute vor allem in den grösseren Städten. Im Jahr 1904 wurde der Schweizerische Israelitische Gemeindebund SIG als Interessenvertreter jüdischer Gemeinden gegründet. Der Wirtschaftsboom der 1950er Jahre förderte seine Akzeptanz nachhaltig, anschliessend folgte seine politische Anerkennung im Zuge des vermehrten interreligiösen Dialogs zwischen Juden\*Jüdinnen und Christ\*innen. Im Jahr 1972 wurde die Israelitische Gemeinde Basel dann als erste jüdische Gemeinde der Schweiz vom Kanton Basel-Stadt als öffentlich-rechtliche Körperschaft anerkannt. Weitere Gemeinden wie die Israelitische Kulturgemeinde Zürich folgten. Anfang des Jahrtausends starteten auch liberale Gemeinden den Versuch, in den Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund aufgenommen zu werden – ein entsprechendes Aufnahmege such wurde im Jahr 2003 allerdings abgelehnt. In Folge wurde die Plattform der Liberalen Juden der Schweiz als Dachverband der liberalen Gemeinden gegründet.

### Integration als Herausforderung

Heute sind in der Schweiz mit knapp 18'000 Personen nur etwa 0,25 Prozent der Gesamtbevölkerung jüdisch. Das religiöse Spektrum dieser Minderheit ist allerdings weit gefächert: So gibt es verschiedene Strömungen, denen sich die Juden\*Jüdinnen zugehörig fühlen, die Ausrichtung der Gemeinden reicht von ultraorthodox über orthodox hin zu liberal – aber auch andere jüdische Bewegungen wie zum Beispiel «Chabad Lubawitsch» sind in der Schweiz aktiv. Chabad ist eine chassidische Gruppierung oder Dynastie innerhalb des orthodoxen Judentums, die besetzt ist, Juden\*Jüdinnen das Judentum wieder näherzubringen. Innerhalb der grossen orthodox geführten Einheitsgemeinden verstehen sich die meisten Mitglieder als «traditionell», nur ein Teil von ihnen hält sich an die jüdischen Speisegesetze (Kaschrut) und an die Schabbatruhe. Die grösseren Gemeinden bieten ihren Mitglieder neben den Gottesdiensten zum Teil eine Infrastruktur mit Kinderhort, Kindergarten, Primarschule, sozialen Diensten wie auch kulturellen Angeboten und natürlich Friedhöfe. Ausserdem gibt es ein Angebot an Jugendbünden, Sportvereinen, religiöser und allgemein-kultureller Erwachsenenbildung, an Bibliotheken oder Restaurants. Hinsichtlich der religiösen Ausrichtung gibt es innerhalb der jüdischen Gemeinden aber Unterschiede. Dies wird auch am Umgang mit interreligiösen Eheschliessungen deutlich. Heutzutage heiraten mehr als die Hälfte aller Juden\*Jüdinnen in der Schweiz nicht-jüdische Partner\*innen, was als ein deutliches Zeichen für eine ausgeprägte Integration und Akkulturation der jüdischen Bevölkerung zu werten ist. Während in den ultraorthodoxen Gemeinden nicht-jüdische Eheschliessungen gar nicht akzeptiert werden, bemühen sich vor allem die liberalen Gemeinden um einen Einbezug der nicht-jüdischen Partner\*innen sowie um die Kinder, die aus gemischt religiösen Ehen hervorgehen. Hier spielt die Tatsache eine grosse Rolle, dass Kinder nur als jüdisch anerkannt werden, wenn sie eine jüdische Mutter haben. Sogenannte «Vaterjuden\*Jüdinnen» sind vor dem Religionsgesetz, der Halacha, nicht jüdisch und damit oftmals vom Gemeindeleben ausgenommen. Nach langen

Diskussionen hat sich die Israelitische Gemeinde Basel vor wenigen Jahren zum Beispiel dazu durchgerungen, Kinder mit jüdischem Vater in der jüdischen Primarschule aufzunehmen, was vorher nicht möglich war. Dieses – von vielen Mitgliedern kritisch beäugte – Umdenken fand vor allem aus einem Grund statt: Für einen immer grösser werdenden Teil der jüdischen Bevölkerung entsprechen die orthodox geführten Gemeinden nicht mehr den religiösen und sozialen Bedürfnissen. Wenn die Gemeinden sich nicht der Realität anpassen und beispielsweise Kinder mit nicht-jüdischer Mutter in ihre Gemeinschaft miteinbeziehen, werden sie stetig Mitgliedern verlieren.

### Auswanderung

Ein Umdenken gerade innerhalb der Einheitsgemeinden ist spürbar, auch indem sich einige von ihnen heute aufgeschlossener gegenüber gemischt jüdischen Paaren zeigen als früher. So sind die Gemeinden zum Beispiel sogar darum bemüht, nicht-jüdische Ehepartner\*innen nach ihrem Tod zusammen mit den jüdischen Gemeindegliedern beizusetzen, was vor nicht allzu vielen Jahren noch undenkbar gewesen wäre. Anders ist dies bei den liberalen jüdischen Gemeinden in der Schweiz, die für viele deshalb attraktiv sind, weil sie neben der Gleichstellung der Frau im religiösen Leben den interreligiösen Ehen offener gegenüberstehen und zudem einen Übertritt zum Judentum leichter ermöglichen. Um gerade den Kindern von jüdischen Vätern eine religionsgesetzliche Anerkennung zu sichern, wird in liberalen Gemeinden ein Übertritt der nicht-jüdischen Mütter zum Judentum unterstützt.

Dennoch: während die Gesamtbevölkerung in der Schweiz stetig anwächst, nimmt die Zahl der Juden\*Jüdinnen konstant ab. So zählt die Israelitische Gemeinde in Basel heute rund 855 Mitglieder, vor 20 Jahren waren es noch knapp 1'300. Die Gründe dafür liegen nicht nur an der steigenden Zahl interreligiöser Ehen. Ein weiterer Grund ist zudem auf eine Überalterung der jüdischen Bevölkerung zurückzuführen – und auch auf eine hohe Auswanderungsrate gerade jüngerer Menschen nach Israel. Die Verbindung nach Israel ist stark und sie stellt für die jüdischen Gemeinden eine weitere Herausforderung dar: Auch wenn ein Leben in Israel grundsätzlich unterstützt wird, gehen den Gemeinden zahlreiche junge Mitglieder verloren, die nach Israel auswandern. Es ist ein Fakt, dass die meisten Basler Juden\*Jüdinnen inzwischen nicht in der Schweiz, sondern in Israel leben.

Dies ist vor allem vor dem Hintergrund interessant, dass während des ersten Zionistenkongresses im Jahr 1897 in Basel der Grundstein für die Staatsgründung Israels gelegt wurde. Vor genau 125 Jahren wurde an dem Kongress im Basler Stadtcasino die «Zionistische Weltorganisation» gegründet. Sie brachte die organisatorischen Strukturen hervor, um einen jüdischen Staat zu gründen – daher wird teilweise gerne behauptet, der Staat Israel sei in Basel gegründet worden. Die bedeutendste Rolle spielte damals der Wiener Journalist Theodor Herzl, der im Anschluss an den Kongress in sein Tagebuch schrieb: «Fasse ich den Baseler Congress in einem Wort zusammen (...) so ist es dieses: In Basel habe ich den Judenstaat gegründet. In fünf, jedenfalls in fünfzig Jahren wird es jeder einsehen.» Er sollte recht behalten. Bis zur Gründung Israels im Jahr 1948 aber fanden noch 22 weitere Zionistenkongresse statt, 14 davon in der Schweiz, zehn in Basel. Die Stadt spielt also im Hinblick auf die Staatsgründung nachweislich eine wegweisende Rolle, auf die die heute noch enge Verbindung zwischen Basel und Israel zurückgeführt werden kann.

### Steigender Antisemitismus

Problematisch für die Juden\*Jüdinnen in der Schweiz ist die Tatsache, dass sie immer wieder mit der Politik Israels konfrontiert werden, auch wenn sie diese in keiner Weise mitverantworten. Die meisten von ihnen haben den Schweizer Pass und nicht den Israelischen. Sie stimmen in der Schweiz ab und wählen nicht in Israel, beteiligen sich an gesellschaftlichen und politischen Leben hierzulande, leisten Militärdienst und werden dennoch immer wieder – gerade in Krisenzeiten – an der israelischen Politik gemessen und sind einem israelfeindlich motiviertem Antisemitismus ausgesetzt. Auch wenn die Juden\*Jüdinnen in der Schweiz – im Vergleich zu den europäischen Nachbarländern – weniger offenem Antisemitismus oder gar Tätlichkeiten ausgesetzt sind, sind sie mit einem stetigen Anstieg antisemitischer Vorfälle konfrontiert. In den

## Editorial

Von Aurelia Rohrmann und Noemi Parisi

Bis in die Römer\*innenzeit, um 400. unserer Zeitrechnung, lässt sich jüdisches Leben im Gebiet der heutigen Schweiz zurückverfolgen. Dokumentieren lässt es sich erstmals im 13. Jahrhundert. Im 17. Jahrhundert war es Juden\*Jüdinnen ausschliesslich erlaubt, sich in Endingen und Lengnau im Aargau anzusiedeln. Damals entwickelte sich ein lebhaftes Landjudentum und ein reger kultureller Austausch mit der nicht-jüdischen Bevölkerung. Die rechtliche Gleichstellung erlangten Juden\*Jüdinnen erst mit der Änderung der Bundesverfassung 1866. Mit der Emanzipation kam es zu einer grossen Ansiedlung in den Städten wie Basel, Genf oder Zürich. Heute leben in der Schweiz rund 18'000 Juden\*Jüdinnen. Sie machen 0,25% der Schweizer Bevölkerung aus. Eine Minderheit mit einer radikalen Vielfalt. 21 jüdische Gemeinden gibt es heute von ultraorthodox bis liberal, sowie viele säkulare Juden\*Jüdinnen.

Wenn es um Fragen des jüdischen Lebens geht, wandert der Blick schnell Richtung Nachbarland Deutschland: Zweiter Weltkrieg, Shoah, Erinnerungskultur und antisemitische Anschläge. Aktuelle Stimmen wie die von Max Czollek und Sasha Maria Salzmann fordern eine jüdisch-muslimische Leitkultur, die der weiss-christlichen Leitkultur entgegengestellt wird. Und wie steht es dabei

um die Schweiz? Hier ist die Erzählung einer vermeintlichen Neutralität vorherrschend. Folgen dieser sind das Fehlen kollektiver Aufarbeitung, welche sich auch im Zuge der Corona-Pandemie zeigt. So verzeichnet der Antisemitismusbericht von 2021 des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds SIG und der GRA Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus einen Anstieg antisemitischer Vorfälle.

Doch was prägt die verschiedenen Generationen von Juden\*Jüdinnen in der Schweiz? Welche Rolle spielt ihr Jüdisch-Sein in ihrem Leben und Aufwachsen? Worüber wird debattiert, gestritten oder geschwiegen? In dieser Ausgabe der Fabrikzeitung sind verschiedene jüdische Stimmen versammelt, die sich mit Fragen, Erfahrungen, Reflexionen und Diskussionen rund um jüdisches Leben und Jüdisch-Sein in der Schweiz auseinandersetzen. Es sind nur einige wenige Stimmen und Perspektiven hier vertreten, die lediglich einen Teil der Vielfalt und Diversität des jüdischen Lebens und der Erfahrungen von Juden\*Jüdinnen in der Schweiz widerspiegeln.









4. Die Neutralität wirkt neutralisierend auf die Empörung über die Flüchtlingspolitik.

Die von offensichtlich vielen Schweizer\*innen empfundene tiefe und anhaltende Empörung über die Politik des vollen Bootes hat keine politische Resonanz gefunden. Die Empörung wird vollkommen neutralisiert durch die Rechtfertigungstendenz (die Schweiz war gefährdet), die mit einer gewissen Selbstüberhöhung einhergeht (die direkte Demokratie als Modellfall), und neuerdings noch durch die Ehrenrettung der Schweiz durch das Verhalten Einzelner. Die Rehabilitation von Hauptmann Grüninger nach mehr als fünfzig Jahren erfolgte aus dem Bedürfnis nach einer vorbildlichen Identifikationsfigur – eine Art Schweizer Schindler in der Winkelriedtradition.

Man meint, mit der Selbstanklage des doch nicht ganz voll gewesenen Bootes die Schuld auf sich genommen zu haben. Gleichzeitig findet jedoch als Gegenbewegung die Hochhaltung des Sonderfalls statt, die durch die Mythisierung der Neutralität die zugegebene Schuld neutralisiert und so wieder ungeschehen macht. Neutralität ist somit nicht nur ein Programm nach aussen, sondern auch nach innen. Der Konflikt wird entschärft, die ätzende Säure des schlechten Gewissens und der Scham mit einer Lauge, gemischt aus Sonderfall, humanitären Werken und Empörung neutralisiert. So funktioniert die betäubende Wirkung der Illusion des Sonderfalls. Deshalb hat die Betroffenheit auch keine politischen Folgen, das Flüchtlingswesen wird nicht etwa einem anderen als dem Polizei- und Justizdepartement unterstellt. Denken und Handeln bleiben voneinander abgespalten.

5. Antisemitismus ist ein Angriff auf die Demokratie.

Der Antisemitismus in der Schweiz (und überall) ist nicht ein jüdisches Problem. Antisemitismus ist eine Bedrohung der Demokratie und des Rechtsstaates, der auf der Idee von Freiheit, auch Religionsfreiheit, und Gleichheit beruht. Deshalb müssen alle diejenigen, die diesen Staat als den bis heute bestmöglichen erachten, sich durch Antisemitismus angegriffen fühlen und sich dagegen wehren.

«Das Staunen darüber, dass die Dinge, die wir erleben, im zwanzigsten Jahrhundert/moch möglich sind, ist kein philosophisches. Es steht nicht am Anfang einer Erkenntnis, es sei denn der, dass die Vorstellung von Geschichte, aus der es stammt, nicht zu halten ist». Walter Benjamin meint damit den Glauben an den Fortschritt des Menschengeschichts in der Geschichte.

Gerade heute ist es nötig, sich ganz genau bewusst zu sein, dass der Wert, der von vielen für selbstverständlich und unaangreifbar gehaltene Demokratie sich daran misst, wie sie ihre Minderheiten behandelt.

Der vorliegende Text wurde ursprünglich 1997 im MOMA (Monatsmagazin für neue Politik) veröffentlicht.

Madeleine Dreyfus, geboren in Zürich, ist selbstständige Psychoanalytikerin und Psychotherapeutin. Sie schreibt über Identitätskonstruktionen, sikulares Judentum, Antisemitismus und Geschichtsbilder der Schweiz.

«Shh, sprich nicht darüber, dass ich jüdisch bin»  
Von Anais Steiner

Aviv Szabs, eine aparte und sanfte Person, sitzt in einem lauschig begrünten Wohnzimmer. Ihr Lachen erfüllt immer wieder den Raum, während sie von ihrer Kunst, Mutterschaft und vom Schweizer Landleben erzählt.

Aviv, deren Name «Frühling» auf Hebräisch bedeutet, beschreibt sich als Mutter, Performancekünstlerin, Textildesignerin und Immigrantin aus Tel Aviv. Sie ist verheiratet und spricht ein wenig Deutsch. Während ihres Studiums wurde Aviv auf die Schweiz aufmerksam, weil sie sich für einen Austausch im Ausland interessierte. So kam sie vor fünf Jahren zum ersten Mal für sechs Monate nach Luzern. Während ihres Austauschs entwickelte Aviv ein fotografisches, partizipatives Projekt, das verlassene Matratzen in Strassen aller Welt dokumentiert und deren Geschichte (nach)erzählt. Später erarbeitete sie zum Thema Mutterschaft und Migration eine Ausstellung, in der sie auf einem Wäscheberg mit Bébé im Arm liegend portraitiert ist. Aktuell kreiert sie aus unzähligen Zettelchen von Kleidungsstücken, sogenannten Textilpflegesymbolen, ein Schweizer Kreuz, das die verschiedenen Menschen unterschiedlichster Nationalitäten repräsentiert, die in der Schweiz leben und arbeiten.

Heute lebt Aviv im Oberaargau auf dem Land und beobachtet dabei, dass mit dem Landleben eine Fokussierung stattfindet: im künstlerischen wie familiären Sinne. Im Vergleich zur Stadt sind in einem Dorf wenige Menschen versammelt. Sie pflegen ihren eigenen Raum und achten sehr genau auf ihre Mitmenschen. Das Leben im Dorf fühlt sich anders, ruhiger an. Es ist in ikonischem Sinne die Basis der Schweiz, um deren Kultur näher kennenzulernen und von ihr lernen zu können. Auf dem Land denkt sie selten, dass sie nicht von hier ist. Es ist eine Art Schutz; sie sieht nicht sonderlich viele Menschen und fühlt sich nicht anders. In der Stadt fühlt sie sich anders, weil dort Menschen ihre Andersartigkeit befragen und verbalisieren. Auf dem Land kann sie anders sein und es zeigen. Freitags grüsst sie hier mit «Shabbat Shalom».

#### Jüdischkeit und Fluidität

Auf die Frage, wie Aviv in der Schweiz als Jüdin wahrgenommen wird, antwortet sie, dass nicht viele Menschen konkret danach fragen. Die wohl am häufigsten gestellte Frage von nicht-jüdischen Menschen, wie Shabbat gefeiert wird, beantwortet Aviv folgendermassen: Das Anzünden von Kerzen am Freitagabend und Abschalten der mobilen Geräte ist für sie nicht religiös motiviert, sondern es handelt sich um ein Ritual, das sie seit der Geburt ihrer Tochter praktiziert, um für eine bestimmte Zeit vollkommen präsent für ihre Familie zu sein. Aviv erklärt, dass dieser Zeitraum der Ruhe für Menschen so notwendig geworden ist, da ständig alle mit ihrem Handy verknüpft und erreichbar sind. Aviv mag es nicht, wenn ihre Religion nur anhand der Dinge definiert wird, die sie selbst nicht praktiziert. Sie möchte von ihren tatsächlichen Handlungen repräsentiert werden. «Shabbat Shalom» beispielsweise ist eine Formel des Verbindens. Aviv sagt, dass es heute stark um das Verbinden von Menschen gehen muss. Die Erfahrungen in der Schweiz, die Aviv aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit oder Nationalität macht und die daraus resultierende Fremdzuschreibung lösen in ihr ein kämpferisches Gefühl aus. Aviv möchte erreichen, dass Menschen nebeneinander sein und leben können, ohne dass sich die andere Person anders fühlt. Sie will nicht immer als anders wahrgenommen werden und sich erklären müssen. Es geht nicht einmal darum, dass das Judentum anders ist. Es ist einfach eine Minderheit. Punkt.

Wir sprechen über Assimilation, über das vielbesprochene Buch «Desintegriert euch!» von Max Czollek und seine Gedanken zum «Gedächtnistheater». Demnach bestehe die Funktion von Juden\*Jüdinnen für die nicht-jüdische Gesellschaft vor allem darin, «die Wiedergutwerdung» nach der Shoah zu bestätigen, indem sie die Rolle der «guten und reinen» Opfer spielen sollen. Aviv sagt, dass das «Holocaust-Theater», wie sie es nennt, Rollen vorschreibt, die keineswegs der Realität entsprechen. Menschen verändern, entfalten und entwickeln sich konstant. Alles ist im Fluss. Aviv ist nicht die gleiche Person, die sie vor der Geburt ihrer Tochter war. Grosse Ereignisse im Leben sind prägend und verändernd. Der Umstand, in der Schweiz zu leben und Immigrantin zu sein. Menschen zu schubladisieren und der Versuch, sie in eine bestimmte Form zu pressen, ist eine konservative Form des Einordnens. Die Schubladisierung und Benennung werden der Fluidität der Menschen nicht gerecht und konstruieren eine Andersartigkeit.

Aviv mag es nicht, ständig als jüdische Person bezeichnet oder vorgestellt zu werden. Sei authentisch; was bedeutet das? Sich der Jüdischkeit ergeben und ein nebensächliches Grundthema zur Hauptsache werden lassen? Viel spannender ist es, Aviv als Künstlerin einzuordnen und zu erfahren, dass sie beispielsweise ein permanentes Projekt mit verlassenen Matratzen kreiert hat. Hier stellen sich die Fragen: Was repräsentieren sie? Wie kommt Aviv zu diesem Projekt? Warum lädt sie nur mündlich andere Menschen zum Partizipieren ein? Bei «Horizontal Mattress» geht es darum, die Symbolik dieses essenziellen Gegenstandes künstlerisch zu erforschen. Auf Matratzen wird geschlafen, geliebt, krank gelegen, gestorben. Aviv hat diesen intimen Raum mit anderen Menschen erforscht, denen sie mündlich das Finden und Fotografieren von verlassenen Matratzen aufgetragen hat.

Das Judentum ist für Aviv eng mit Spiritualität verbunden. Menschen, die Spiritualität mögen, sagen ein Gebet auf, bevor sie sich zur Ruhe legen. Aviv lernte von ihrer Grossmutter ein Gebet, das sie frei weiterentwickelte und bis heute als Nacht-Ritual verwendet. Ein Gebet, das zur Aviv-Religion gehört. Aviv sagt gerne in den Momenten, in denen sie glücklich und stolz ist, dass sie jüdisch ist.

#### Dialekt: eine unsichtbare Grenze

Wir sprechen über Sprache und landen bei Grenzen. Unsichtbar, aber hörbar. In letzter Zeit ist Aviv oft auf ihren Akzent angesprochen worden. Dass er israelisch klinge, oder französisch. Ihr gefällt es, wenn sie als Französin gelesen wird. Und stellt sich gleichzeitig die Frage, warum sie es mag, Französin zu sein, aber Mühe damit hat, als Israelin eingeordnet zu werden.

Interessant ist, wie Menschen sensibel auf unterschiedliche Dialekte und Akzente reagieren. Beispielsweise in der Schweiz: Sofort wird eine Zuordnung vorgenommen, ob eine Person aus dem Raum Bern, Basel oder dem Wallis kommt. In Israel ist es weniger einfach zu bestimmen, ob ein Mensch in Tel Aviv oder Haifa aufgewachsen ist. Es gibt keine Dialekte im schweizerischen Sinne. Vielmehr sind verschiedene Generationen und Sprachhintergründe wie Russisch oder Arabisch im Ivrit herauszuhören. In der Schweiz ist es gut möglich, dass nicht jede Person alle Wörter in einem schweizerdeutschen Lied versteht, wohingegen in Israel häufig jedes Wort verständlich ist. Aviv sagt, dass der Dialekt eine unsichtbare Grenze in der Schweiz darstellen kann. Sie denkt über Grenzen nach und fragt sich, ob es gewollt und sinnhaft ist, dass Grenzen so prompt und so hörbar sind. Sprachliche Grenzen sind zwar unsichtbar, aber hörbar.

#### Markierungen

Als Aviv 16 war, reiste sie durch Italien und trug zu Beginn eine Halskette mit einem grossen Davidstern. Mit der Zeit trug sie ihn weniger und weniger. Gleiches mit einer Tasche, auf der mit einem Schriftzug klar wird, dass Aviv jüdisch ist. Allein trägt sie diese, würde sie jedoch nicht tragen, wenn sie mit ihrer Tochter unterwegs ist. Aviv lacht und meint, dass es kein Trauma ist, sie aber kein Risiko auf sich nehmen mag. Und sie glaubt nicht, dass es jemals anders wird. Aviv gibt zu, dass es ihrem Leben nicht schadet. Sie vergleicht es vielmehr mit dem Tragen von kurzen Röcken. Heute trägt sie diese nicht mehr, weil sie nicht möchte, dass ein Mann sie so betrachtet, wie sie es nicht mag. Nichtsdestotrotz kämpft sie, wenn ein Mann im Bus zu einer Frau mit kurzem Rock eine entsprechende Bemerkung macht.

#### «I don’t like to shout.»

Aviv spürte nie, dass Jüdischkeit in ihrer Kunst erwartet wird. Sie liebt Rituale und findet sich deshalb in der textilen Welt wieder. Auf verschiedenen Reisen tauchte sie in unterschiedliche Formen von Materialität ein. Wie Tücher hergestellt und Fäden verwoben werden. Alle Materialien werden von anderen oder ähnlichen Ritualen bedingt, die als unausgesprochene Sprache verstanden werden können. Aviv verliebte sich in die Poesie des Webens. Die Frage, wie Textilien verwendet werden, zieht sich wie ein Faden durch ihr Schaffen. Diese ungesagte Sprache fasziniert sie. Der Stoff und die Materialität der Textilien sind die spirituellen Elemente, die Avivs Arbeit prägen. Ihre Identität war lange kein Thema in ihrer Kunst. Bis jetzt. Mit ihrer Ankunft in der Schweiz begann das Interesse an Identität. Aufgrund der neuen Umgebung und der Gesellschaft, die ständig darauf hinweist, dass Aviv jüdisch ist. Diese Energie von aussen forciert Aviv, Identität künstlerisch umzusetzen. In ihr entsteht ein grosses Bedürfnis, darüber zu sprechen, wer sie ist, was sie eigentlich gar nicht will. Viel wichtiger ist Aviv, zu zeigen, dass Menschen sich respektieren und freundlich miteinander sein sollen. Ohne dabei schreien zu müssen, wer sie ist. Sie mag es nicht, zu schreien.

Unser Gespräch ist Teil der Befragung von Avivs Identität und erkundet ihre Gedanken zu ihrer Jüdischkeit. Aviv meint, dass es auch schöne Seiten hat, über ihre eigene Identität zu sprechen. In Israel wird nie darüber gesprochen, weil es so offenkundig ist. Aviv beschreibt das Sprechen über ihre Jüdischkeit als kraftvoll und das Selbstbewusstsein stärkend. Die Zugehörigkeit zum Judentum kann zwischen Menschen sehr verbindend sein.

Die Verabschiedung nach dem Gespräch ist herzlich und die Gedanken zu spürbaren, aber unsichtbaren Grenzen, zur Selbstfindung innerhalb einer Gesellschaft und zur Kunst als elementares Ausdrucksmittel, begleiten uns noch lange.

Aviv Szabs widmet ihre Praxis als Künstlerin dem Prozess der Verankerung sozialer Werte durch tägliche Aktivitäten und in ihren Projekten. Sie performt, aktiviert Menschen, fertigt Skulpturen an und fotografiert. Sie nutzt den öffentlichen Raum als ihr Atelier. Mit ihrem Lebenspartner und der gemeinsamen Tochter lebt sie in einem Loft.

Anaïs Steiner studiert im Master Jüdische Studien und Deutsche Philologie an der Universität Basel, arbeitete für das queer feministische Luststreifen Film Festival und kuratierte die queere Kunstausstellung Lust\*Art. Aktuell moderiert sie Lesungen und Filmpremieren, ist in der Redaktion des queeren Magazins Glitter, untersucht «female gaze» auf photographischer Ebene und arbeitet für kfkfa – Kollektiv für kulturelle Aufgaben.